



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten. (Kirchweihfest).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13, 31-35. „In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dies ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern und es wird zu einem Baume, sodaß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl verbarg, bis alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will ansprechen, was von Anbeginn der Welt verborgen war.“

Die katholische Kirche — das wahre „Senfkörnlein.“

Das heutige Sonntagsevangelium bringt uns, lieber Leser, wiederum zwei Gleichnisse (Parabeln) aus dem 13. Hauptstück des hl. Evangelisten Matthäus. Gerade diese Gleichnisse vom Reiche Gottes gewinnen eine große apologetische (beweiskräftige) Bedeutung für unsere katholische Kirche, weil Jesus in diesen Gleichnissen den Grundriß Seiner Kirche zeichnet, und weil — wie sich leicht dartun läßt — das geistige Gebäude unserer katholischen Kirche im Ganzen wie im Einzelnen diesem Grundriße entspricht. Keine andere Religionsgesellschaft kann diesen Beweis für sich erbringen. Die katholische Kirche aber besitzt in der Uebereinstimmung des vom Heiland entworfenen „Grundrisses“ und des im Laufe der Jahrhunderte verwirklichten Baues ein Merkmal für ihre Göttlichkeit, — ein Merkmal, das um so deutlicher ist, weil es „auf Tatsachen beruht, und zwar nicht auf einzelnen, vorübergehenden Ereignissen, sondern auf tief in die Weltgeschichte eingreifenden, zum großen Teil allzeit fortdauernden Tatsachen, und zwar auf Tatsachen, die wie die Belehrung der Welt, die Ausbreitung, Erhaltung und das Leben der Kirche, überdies die Bürgschaft ihres göttlichen Ursprungs und übernatürlichen Charakters in sich selbst tragen, und so der Tatsache der Vorherjagung und Erfüllung ein neues selbstständiges Zeugnis hinzufügen.“ *)

Das Senfkörnlein nun, von dem der Herr im Evangelium des heutigen Sonntags spricht, hat nicht nur das Streben in sich, sich auszudehnen, und zwar in Folge der ihm innewohnenden Kraft, sondern dieses Streben ist auch vom herrlichsten Erfolge

gekront. Die ihm innewohnende Kraft tritt wunderbar in die äußere Erscheinung; denn es wird größer als alle übrigen Gartengewächse: es wird ein Baum und treibt stets neue Zweige, und es kommen die Vögel des Himmels und suchen Schatten und Ruhe in seinen Zweigen. — So genügt zur Katholizität auch nicht lediglich die Predigt in der ganzen Welt, sondern diese muß sich ja fruchtbar erweisen durch dauernde Belehrung der Völker, also durch einen übernatürlichen Segen, der sie begleitet. Das ist aber in vollem Maße der Fall in unserer katholischen Kirche, und deshalb finden in ihr auch alle die genannten Jüge ihr Abbild, und sie finden es in ihr allein.

Schon bei dem ersten Pfingstfeste des Neuen Bundes wurden, auf die Predigt des hl. Petrus hin, der Kirche Jesu „hinzugefügt bei dreitausend Seelen“ (Apgsch. 2, 41). Dann zogen die Apostel, entblößt von allen irdischen Hilfsmitteln, einzig ausgerüstet mit dem Feuer des Heil. Geistes, hinaus in die heidnische, in alle erdenklichen Laster versunkene Welt und verkündeten das Evangelium vom Kreuze, das den allgemein herrschenden Ansichten und tief eingewurzelten Gewohnheiten so ganz und gar widersprach, — und siehe! die Welt beugte sich vor ihnen. Sie sprachen, und ihre Worte waren ein flammendes Schwert. Sie zogen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Insel zu Insel, und ihr Zug war, trotz der ungünstigsten Vorurteile seitens der Heiden wie der Juden, trotz gewaltiger und blutiger Verfolgungen seitens der Mächtigen, ein fortgesetzter Siegeszug.

Das „Senfkörnlein“ entfaltete eine gewaltige Kraft. Schon der große Völkerapostel Paulus durfte Gott dafür preisen, daß die Stimme der Apostel „wiederhallte auf der ganzen Erde, und daß ihre Worte

Kirchenkalender.

- Sonntag, 16. November.** Sechszwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Kirchweihfest. Edmund, Bischof. Evangelium Matthäus 13, 31-35. Epistel: Thestalonicher I, 2-10. Festtags-Evangelium Lukas 19, 1-10. Epistel: Geh. Offenbarung 21, 2-5. Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: hl. Kommunion und Versammlung der Jungfrauen-Kongregation. St. Martinus: um 6 Uhr gem. hl. Kommunion für die Marian. Männer-Sodalität. Um 7,8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Martinsstr. Schluß der St. Martins-Oktav. Abends 6 Uhr feierl. Komplet, Predigt, Umzug und Te Deum.
- Montag, 17. November.** Gregor, Bischof.
- Dienstag, 18. November.** Eugen, Bischof.
- Mittwoch, 19. November.** Elisabeth, Witwe. Buß- und Betttag. Gebotener Feiertag Maria-Opferung. Evangelium Lukas 11, 27-28. Epistel: Ecclesi. 24, 14-16. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gem. hl. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation. St. Martinus: 13 ständiges Gebet. 6 Uhr Komplet und Schlußsegen. Dominikaner-Klosterkirche: 13 ständiges Gebet. Carmelitessen-Klosterkirche: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe. 7,9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Andacht.
- Donnerstag, 20. November.** Feliz, Priester.
- Freitag, 21. November.** Maria-Opferung. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Samstag, 22. November.** Cäcilia, Jungfrau und Märtyrin. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe mit Segen.

*) S. einz. l. Dogm. Theol. I, S. 465.

bis an die Grenzen des Erdbereichs drängen" (Röm. 10, 18). Der hl. Polycarp († um 155), ein Schüler des hl. Apostels Johannes, konnte in seinem letzten Gebete schon „der über den Erdbereich hin verbreiteten katholischen Kirche“ gedenken. Der hl. Justinus († 167), stellte es, ohne Widerspruch zu erfahren, als eine bekannte Sache hin, „daß es keine Klasse von Menschen gebe . . . unter denen nicht Gebete und Dankgebungen Gott dem Vater dargebracht werden im Namen Jesu, des Bekrenzigten.“ Und um das Jahr 197 konnte Tertullian es wagen, an den Magistrat der Welthauptstadt Rom die Worte zu richten: „Wir sind zwar erst von gestern, und doch erfüllen wir alles, eure Städte, eure Inseln, eure Burgen, eure Flecken, eure Rathäuser, eure Dörfer, eure Versammlungen, den Palast, den Senat, den Markt; wir lassen euch nur eure Tempel!“ — Dasselbe bestätigten heidnische Schriftsteller jener Zeit. So sagt Seneca († 65): Die Christen „finden sich in allen Ländern; die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben.“ — Von allen Parteien, selbst von ihren Feinden, wird der Kirche der Name „katholisch“ (allgemein) zuerkannt. Schon der hl. Augustinus († 430) hat es ausgesprochen: Wenn man in eine fremde Stadt komme und nach der katholischen Kirche frage, wage selbst kein Häretiker eine andere, und wäre es auch seine eigene, als die der wirklichen katholischen Kirche zu zeigen, — und, lieber Leser, bis auf den heutigen Tag ist es nicht anders geworden.

Das „Senfkörnlein“ wuchs und wurde größer als alle Gartengewächse.“ Keine von den getrennten christlichen Genossenschaften kann sich entfernt einer solchen Verbreitung rühmen wie unsere katholische Kirche; keine derselben kann sich, was die Zahl der Bekenners angeht, entfernt mit ihr vergleichen: Sie zählt, obwohl fast überall von Ungläubigen und Irrgläubigen verfolgt, nahezu so viel Bekenners (ungefähr 231 Millionen), als alle anderen, in unzählige Sekten gespaltenen, christlichen Religionsgenossenschaften zusammen (ungefähr 241 Millionen). **

Das „Senfkörnlein“ wuchs und wurde ein Baum, der die Erde umspannt. Ständig durch alle Jahrhunderte trieb dieser Baum neue, große Zweige. Wohl sind im Laufe der Zeit, ja, bis in unsere Tage hinein, auch manche „Zweige“ verdorrt, und manche haben zum tiefen Schmerz der Kirche von ihrem lebenspendenden Stamme sich losgelöst. Nichtsdestoweniger bleibt die Kirche in jedem Zeitraum der Geschichte „katholisch“ (allgemein) und bleibt als solche (als Weltkirche) auch zu erkennen für Jeden, der sehen will und nicht mit Absicht die Augen verschließt; denn was sie durch Abfall in dem einen Lande verloren, gewinnt sie reichlich in einem andern wieder. Man braucht nur die Grenzen der katholischen Kirche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts mit denen zu vergleichen, die sie gegenwärtig hat, und man wird sich sofort davon überzeugen.

Kurz, unsere katholische Kirche ist das wahre Abbild des zum großen, stattlichen Baum emporgewachsenen „Senfkörnleins“, und darin liegt ein Merkmal ihrer Wahrheit, ihrer Göttlichkeit.

S.

Hygienische Winke bei der herrschenden Fleischnot.

Von Dr. med. Ebng.

Überall im deutschen Vaterlande regt sich die Opposition gegen die angeblich vom Staate verursachte Fleischnot. Bis in dieser Hinsicht Klarheit und Abhilfe geschaffen ist, leisten hoffentlich nachfolgende Mitteilungen gute Dienste für jetzt und alle Zukunft.

Das Fleisch ist nicht so unerlässlich, wie viele Menschen glauben. Wenn es weniger auf

Veckerbissen als auf kräftige Ernährung ankommt, der findet sehr leicht guten und billigen Ersatz für das jetzt so teure Fleisch. Gutes Fleisch enthält höchstens 20 pCt. Eiweiß, dagegen enthalten die Linsen 26 pCt., die Erbsen und Bohnen 22 bis 24 pCt. Eiweiß; nicht minder hoch im Wert steht der Hafer, der in Form von Hafermehl noch lange nicht genug Verwendung findet. Unsere Vorfahren wußten den Hafer besser zu schätzen. Sie konnten nicht unsern Kaffee, sie kochten dafür morgens den Haferbrei und gediehen vortrefflich dabei. Die angegebenen Zahlen beweisen, daß viele Pflanzenpeisen dem Fleische überlegen sind an Nährwert. Freilich hat das Fleisch den großen Vorteil, leichter verdaut zu werden als pflanzliche Nahrung, doch spielt dies für die arbeitende Klasse keine Rolle.

Eiweiß braucht der körperlich arbeitende Mensch täglich etwa 100 Gramm, aber auch nicht mehr. Ebenso wichtig sind für den stark arbeitenden Körper die Kohlenhydrate, das heißt Nahrungsmittel, die wenig oder gar kein Eiweiß enthalten, wie Fett, Del, Kartoffeln und Brot, Kaffee und Bier.

Die Zufuhr von Fetten aber hat ihre Grenzen in dem Gegenwillen des Menschen der besonders in heißer Jahreszeit nicht gerne viel Fett zu sich nimmt. In neuester Zeit nun hat man in dem Zucker ein vorzügliches Nahrungsmittel, eines der besten Kohlenhydrate entdeckt. Besonders durch Sportleute von Beruf ist der Zucker zu hohem Ansehen gelangt. Radfahrer und Bergbesteiger halten den Zucker für ein Nahrungsmittel par excellence. Schon lange haben Radfahrer von Beruf dem Bier und Wein bei ihren anstrengenden Fahrten abgeschworen um zum Genuß von Kaffee oder Zuckerswasser überzugehen. Hauptmann Steiniger sagt in seinem Buche: „Die Bedeutung des Zuckers als Kraftmittel“, daß er bei großen Anstrengungen Zucker täglich bis zu tausend Gramm in Wasser oder Wein genommen habe, ohne störende Nebenwirkung und fast ohne jede andere Wirkung.

Dieses schlagende Beispiel mag sehr für die Güte des Zuckers als Nähr- und Kraftmittel sprechen, aber niemals kann es die jetzt übliche vielseitige Ernährungsmethode ersetzen. Wer nur von Zucker leben wollte, der würde es bald an seinem Gesamtbefinden merken, daß er auf einem Holzwege sich befindet. Jede einseitige Nahrung ist vom Uebel, selbst die von Milch, wenigstens bei Erwachsenen. Milch ist das einzige Nahrungsmittel, welches alle Stoffe enthält, die unser Organismus zu seiner Gesundheit und Erhaltung bedarf. Ein zweites so vollkommenes Nahrungsmittel kennen wir nicht. Milch ist in der Tat weißes Blut.

Der ganze menschliche Organismus ist auf gemischte Kost eingerichtet, er bedarf der Abwechslung. Aus den günstigen Erfahrungen, die man mit dem Zuckergenuß gemacht hat, sollte aber die Menschheit und zwar besonders die starkkörperlich arbeitende die Nutzenwendung ziehen, möglichst viel süße Nahrungsmittel, süße Getränke, süße Suppen und feste Speisen zu genießen. Der Zucker ist ungeheuer leicht zu verdauen und hinterläßt so gut wie gar keine Schlacken. Das sind zwei ungeheuer wichtige Vorzüge, denn der Wert der Nahrungsmittel richtet sich in erster Linie nach dem Grad ihrer Verdaulichkeit.

Die Nahrungsmittel sind aber um so verdaulicher, je flüssiger und je leichter sie im Wasser und in den für sie bestimmten Verdauungsflüssigkeiten, im Mund- und Bauchspeichel, im Magen- und Darmsaft, löslich sind. Am schnellsten werden daher Wasser, Zucker und die Nährsalze verdaut und ins Blut gebracht.

Feste Speisen sind um so verdaulicher, je leichter die Verdauungsflüssigkeiten in sie hineindringen können. Daher das alte, wahre Wort: „Gut gekaut, ist halb verdaut.“ Die Nahrungsmittel sind um so verdaulicher, von Natur aus, je näher sie den Stoffen unseres Körpers stehen. Deshalb verdaut der Mensch auch leichter die tierische als die pflanzliche Nahrung.

Dagegen haben die pflanzlichen Nahrungsmittel den großen Vorteil, daß sie in der Regel von gleich guter Beschaffenheit sind, während der Wert des Fleisches sehr schwankend ist. Das wertvollste Fleisch liefern in der Regel die Rinder, welche ausschließlich mit Cerealien und Heu gefüttert werden. Und auch bei dieser Fütterung sind Unterschiede möglich. Tiere, die in gebirgigen Gegenden süßes Heu verzehren, haben ein weit besseres und schmackhafteres Fleisch als solche, die in Niederungen oder gar sumpfigen Gegenden schlechtes oder saures Heu als Nahrung erhalten. Das schlechteste Fleisch aber haben die Rinder, welche mit Schlempe oder Runkelrübenprühlungen gefüttert werden. Besteht gar das Futter vorherrschend aus Delkuchen, so erhalten Fleisch und Fett einen ranzigen Beigeschmack.

Die neuere Wissenschaft weist aber nicht nur auf den reinen Zucker, sondern auch auf das Kochsalz hin. Dieses Salz wird oft als salziges Gewürz bezeichnet, das ist aber falsch. Salz ist mehr als ein Gewürz, es ist ein wirkliches und unentbehrliches Ernährungssalz. Kochsalz ist ein wesentlicher Bestandteil des Blutes und der Gewebe. Es wird fortwährend durch Haut, Nieren und andere Absonderungsorgane aus unserem Körper entfernt, so daß wir also gezwungen sind, demselben immerfort Salz zuzuführen, das heißt nicht in natura, sondern mit anderen Nahrungsmitteln. Da die pflanzlichen Speisen weit weniger Salz enthalten, als die tierischen, so müssen erstere auch mehr gesalzen werden.

Fleisch bedarf um so weniger Salz, je blutreicher es ist, weil jedes Blut sehr salzreich ist.

Das Kochsalz ist nicht nur ein unerlässlicher Bestandteil unseres Organismus, es trägt auch zur Verdauung bei, indem es die Absonderung der Verdauungssäfte anregt und die Auflösung eiweißartiger Stoffe und schwerlöslicher Fette befördert.

Auch entzieht das Salz zu seiner Auflösung, zu seinem Flüssigbleiben, dem Blute immerfort Wasser; so erzeugt es den Durst und fordert zum Trinken auf.

Die Fleischnesser par excellence mögen wohl bedenken, daß zu reichlicher Fleischgenuß ungesund ist. Uebermäßiger Fleischgenuß macht unser Blut zu reich an Eiweißstoffen und erzeugt dadurch Vollblütigkeit, Kongestionen, Kopfschmerz und Bicht. Das sind Leiden, die bei überwiegender Pflanzenkost nicht vorkommen. Eine zeitweise Entziehung von Fleischnahrung würde vielen Menschen gesundheitlich sehr von Nutzen sein.

Am Saares Breite.

Skizze von W. Walter.

Fast am Ende der Stadt dicht am Ufer eines kleinen Flüsschens stand das Haus meiner Eltern, in dem ich geboren und aufgewachsen bin. Es sah nicht besonders schön aus mit seinem alten Schieferdach und den teilweise geborstenen Mauern, aus deren Ritzen sich der Ephen in wirrem Geisling hervordrängte, aber es war bequem und geräumig und bildete mit samt dem Garten das Paradies meiner Kindheit.

Unter den alten Linden, im Schatten des breitstämmigen Kastanienbaums, zu dessen Füßen sich eine herrlich grüne Wiese mit den buntesten Blumen ausbreitete, verträumte ich so manche glückliche Stunde und noch heute, nach zwanzig Jahren, steht dieses Fleckchen Erde so klar und deutlich in der Erinnerung vor mir, als hätte ich es erst gestern verlassen.

Unsere Nachbarn waren mit meinen Eltern befreundet. Sie besaßen ein einziges Kind — ein reizendes kleines Mädchen, Namens Adelheid. Sie wurde die Gespielin meiner Kindheit, meiner Jugend. So weit ich zurückdenken kann, ist ihr Bild in Alles verwebt, was ich erlebt habe; wir vertrauten uns gegenseitig unsere kleinen Geheimnisse an und liebten uns wie Bruder und Schwester.

Ich zählte fünfzehn, Adelheid dreizehn Jahre, als unserem kindlichen Freundschafts-

** Nach den Angaben des Internat. Instituts für Statistik in Paris.

bund ein jähes Ende bereitet wurde. Unsere Eltern fanden es nicht mehr passend, daß wir soviel zusammen verkehrten; wir durften uns nur noch in ihrer Gegenwart sehen und mit unseren unbefangenen Plaudereien im Schatten der Bäume, unserer idyllischen Kahnfahrten auf dem Fluß war es vorbei.

Allmählig, aber doch fühlbar trat eine Schranke zwischen uns; die frühere Vertraulichkeit hatte einer gewissen Befangenheit Platz gemacht; ich fühlte daß meine Liebe zu ihr nicht mehr brüderlich sondern heiß und leidenschaftlich war.

Diese Neigung kühlte auch nicht ab, als eine längere Trennung zwischen uns trat. Adelheid kam in ein Pensionat, ich ging nach München, um mich zum Maler auszubilden. Nach zwei Jahren sahen wir uns wieder. Sie war wunderschön geworden und ihr Anblick entflammte mein Herz zu neuer Leidenschaft. Leider fand ich keine Gelegenheit, sie allein zu sehen, denn sie wurde überaus streng gehalten. Später erfuhr ich die Ursache — man hatte bereits einen Gatten für sie gewählt, einen bedeutend älteren aber sehr reichen Mann. Ihre Verheiratung im folgenden Jahr war der erste bittere Schmerz meines Lebens, dem ich mich anfangs rückhaltlos hingab. Noch und nach jedoch gewann das Interesse für meinen Beruf wieder die Oberhand und schließlich verblaßte die Erinnerung an das dunkeläugige Mädchen mit dem blonden Goldhaar, das der Traum meiner ersten Liebe gewesen.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen. Dank meines rastlosen Strebens hatte ich mir eine angesehenere Stellung errungen; ich lebte sorgenfrei und der Besiz einer hübschen jungen Frau, sowie eines prächtigen kleinen Stammhalters machte mein Glück zu einem vollkommenen.

Zu dieser Zeit war es, daß ich Adelheid wieder sah. Ich erinnere mich dessen, als sei es erst gestern geschehen. Ein herrlicher Frühlingmorgen mit der ganzen Pracht der erwachenden Natur; ein Singen und Klingen ringsumher und das goldene Sonnenlicht in breitem Strom durch die weitgeöffneten Fenster meines Ateliers strömend. Von dem Plage aus, wo ich arbeitete, überschaute ich den blühenden Garten, erblickte ich mein junges Weib in seliger Mutterfreude mit unserem Erstgeborenen spielend. Alles um mich her atmete das Glück — ja mehr als das: die Sicherheit des Glücks. Und diese Sicherheit verurfachte mir ein unendliches Behagen, gab mir das Gefühl, als sei ich gefeit gegen alle Stürme des Leben.

Während ich dieser angenehmen Empfindung nachhing, brachte mir der Diener eine Visitenkarte.

„Eine Dame in Trauer wünscht Sie zu sprechen, gnädiger Herr!“ sagte er dabei. „Ich empfangen jetzt Niemand“, erwiderte ich, einen flüchtigen Blick auf den mir unbekanntem Namen werfend. „Das erklärte ich ihr auch“, bemerkte der Diener: „sie ließ sich jedoch nicht abweisen.“

„Nun, so führen Sie die Dame hierher!“ entschied ich nach kurzem Besinnen.

Benige Augenblicke später trat eine schlante, in Trauergewänder gehüllte Frauengestalt über die Schwelle. Ich erkannte sie sofort — es war Adelheid; die einstige Gespielin meiner Jugend.

Noch immer die gleiche und doch so unendlich viel schöner, umflossen von oem ganzen Zauber des vollerblichten Weibes. Der Kreppschleier, der auf ihrem goldblonden Haar ruhte und das liebliche Gesicht mit den dunklen Augen umrahmte, hob ihre Schönheit nur noch mehr. So wie sie vor mir stand war sie das Ideal eines Malers. Kein Wunder, daß auch ich von ihrer Erscheinung geblendet wurde und kaum die Worte hervorbrachte: „Sie sind es, Adelheid?“

„Ja, ich selbst!“ erwiderte sie, mir die Hand reichend. „Eine Familienangelegenheit führt mich hieher und da konnte ich es nicht unterlassen, Sie aufzusuchen.“

Ich geleitete sie zu einem Sopha und nun erzählte sie mir von ihrem Leben, von dem vor zwei Jahren erfolgten Tode ihres Gatten. Dann sprach sie von mir und meinen Erfolgen; sie kannte alle meine Schöpfungen und zeigte für Alles Interesse.

Unwillkürlich erwachten die alten Erinnerungen in uns; wir durchlebten noch einmal die schöne Jugendzeit, und dabei gestand mir Adelheid, daß ihr Herz mir stets gehört habe, daß ihre Ehe eine erzwungene gewesen sei. Meine Jugendleidenschaft für die schöne Frau an meiner Seite erwachte wieder mit aller Macht — da klang aus dem Garten herauf das silberhelle Lachen meines jungen Weibes, das fröhliche Jauchzen meines Knaben, — das rief mich zur Pflicht zurück und in dieser Sekunde sah ich mit Blitesschnelle den Abgrund vor mir, der mein Lebensglück, das mir noch vor einer Stunde so sicher erschienen war, zu verschlingen drohte. Das gab mir die Bestimmung zurück.

Adelheid begriff mich sofort; ihre ehrliche Natur gewann wieder die Oberhand. Und sich rasch erhebend, sagte sie mit bewegter Stimme: „Leben Sie wohl! Ich bin glücklich, Sie noch einmal wiedergesehen zu haben — zum letzten Mal!“

Ich war allein. Als habe sich eine Wolke vor die Sonne gelegt, so dunkel erschien mir plötzlich das helle, lichtdurchflutete Zimmer. Langsam verslog der Rauch. Ich warf einen Blick in den Garten. Unter dem Fenster stand meine junge Frau mit glücklich vertrauenden Augen zu mir ausschauend und mir den zappelnden Kleinen entgegenhaltend. Ich hob ihn zu mir empor und drückte ihn an mein Herz — ich war gerettet.

Adelheid habe ich nie wiedergesehen.

Ball an Bord.

Skizze von C. Selb.

Mit Vollerzählungen hat die Hamburger Lustjacht „Prinzessin Viktoria Luise“ den Dalestrand das hübsche Badeortchen Balholmen am Sognefjord begrüßt. Es hat einen dumpfrollenden Wiederhall von den Felswänden gegeben und zitternde kleine Wellen umdrängen den schlanken Schiffskörper, der wie ein großer, weißer Schwan auf dem grünblauen Wasser ruht.

Pflichtgetreu sind die Reisenden in die Barkassen gestiegen und drüben gelandet, um König Bele's Grabhügel zu besuchen und an Schön Ingeborg zu denken und ihre Freunde zu haben an den leicht und zierlich gebauten roten Holzhäusern, die den Kurgästen zur Wohnung dienen. Fritz Derling, der vom sonnigen Rhein kommt, wo er ein Landgut hat, um das ihn Fürsten beneiden können, hat für sich sogar aus der Frittsfage citirt, als er die leuchtenden Himmelsfarben erblickt:

„Mitternachtsjonn' auf den Bergen sag,
Blutroth anzuschauen,
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eigen Grauen —“

und jetzt sitzt er in dem Rauchsalon, den Kopf aufgestützt und bläst den Dampf von Cigaretten, die er in Cairo erstanden, in die Luft. Seine Beschäftigung ist seit einiger Zeit, sich die Welt anzuschauen, immer mit einem leisen Heimweh nach seiner Scholle.

Dort aber hat es ihn nicht mehr geduldet, weil er immer die Gestalt sieht, die nie über die Schwelle seines Hauses treten wird.

„Na, Herr Derling, nicht auf dem Ball da oben?“ fragt ein Rechtsanwält aus Westfalen.

Ein Dresdener Arzt und ein nordischer Maler lächeln ihn auch zugleich an. „Hat denn die Jugend von heute noch Schneid? Wir Familienväter steigen doch jetzt aufs Sonnendeck, um's zu wagen, uns Amerika zu nähern und den reizenden Nordländerinnen, die unsere Barkassen herüber geholt haben.“

„Jöpfe so lang und blond und wie gesponnenes Gold und rotseidene Fäden!“ beschreibt der Maler.

„Gesund und frisch, noch Viskingerblut in den Adern!“ sagt der Mediziner.

Er schüttelt den Kopf und bleibt sitzen. Nordische Mädchen! Er hat seine Erfahrungen gemacht. Ja, wenn er Fräulein Karen Jensen aus Drontheim nicht kennen gelernt hätte auf dem Drachensfels! Dann sähe er freilich nicht hier, dann hätte er längst schon eine fröhliche Rheinlandsstochter heimgeführt. So manches Augenpaar hat ihm freundlich gelacht. Und die braunen Sterne von Uda Ringols hat er einst für die schönsten der Welt gehalten. Hier auf dem Schiffe, wo er sie mit ihrer Mutter getroffen, sehen sie sehr hochmütig an ihm vorüber. Nur die nötigsten höflichen Redensarten wechseln sie, als Nachbarkleute von da unten. Ein dummer Zufall, daß die auch gerade diese Reise hat machen müssen. Wäre der „Willkomm“ in Hamburg nicht schon in Fahrt gewesen, als er sie erblickte, er wäre zurückgeblieben. Aber das ging nun nicht, auch als die flaggenbesäumte Prinzess erreicht war. Man hatte sich bereits begrüßt und das leichte spöttische Lächeln von Uda hatte ihn schon gestreift und ihre redgewandte Mutter verwickelte ihn in allerlei Fragen, ein unangenehmer Zufall — nicht nur ein dummer. Er mußte ansehen, wie man Uda den Hof machte, Offiziere und Civilisten, junge und alte Herren erklärten seine Landsmännin für die schönste Dame an Bord und man neckte ihn, daß er, der doch das Glück habe, ein Bekannter zu sein, sich so fern hielt. Gut, daß nicht noch Einer da war, der wußte, daß man ihre Namen schon einmal bedeutungsvoll zusammen genannt. Auf so einem Allerweltschiff kann man ja das Unvorhergesehenste erleben.

Er wirft die Cigarette weg, steht auf und geht nach der Reeling. Wie herrlich das ist! Schroffe Felsenwände da oben, stilles Wasser zu Füßen, glänzende Lichter in den Hotels da drüben, eine klare, weiche Luft. Nordlandsfrieden ringsum. Ah! — da beginnt die Musik wieder einen Walzer.

Die Menschen können tanzen an solchem Abend, denkt er ganz wütend.

Ein Juniabend am Rhein wars, so weich wie dieser und so sternklar und mondhell, da stand sie neben seinem Freunde Dick Werbold mit dem weißen Gesicht und dem roten Lakenringel, und das alte Gemäuer bildete den Hintergrund.

„Corelei!“ sagte er.

„Nein, Fräulein Karen Jensen aus Drontheim!“ antwortete Dick. „Erlaube, daß ich Dich vorstelle. Spricht kein Wort einer anderen Sprache, nur ihr Norsk. Konversation ein wenig schwierig. Mußt den Schwerpunkt auf stauende Bewunderung verlegen. Die ist ihr aber angenehm.“

„Wenn Du nicht aushilfst, Du sprichst ja ihre Sprache,“ hatte er erwidert.

„Ja! Sie hat mir darin deutlich einen Rorb gegeben.“

„Wie lange kennst Du sie?“

„Seit gestern Abend! Das Unglück schreitet schnell.“

„Fräulein Karen Jensen lächelte, sie stellte ihren Vater, einen Kammerath vor, sie legte vertrauensvoll ihren Arm in den seinen und wandelte mit ihm auf und nieder, er redete deutsch und französisch auf sie ein — immer neigte sie freundlich den schimmernden Kopf. Und so war's in der Morgenjonne des folgenden Tages, in der brennenden Mittagshize — und seine Begeisterung für die stamme Schöne wurde lodern.“

„Die oder Keine!“ sagte er zu Dick.

„Bist so verrückt, wie ich war.“

„Und wirst jetzt so gleichgültig werden — wenn Du abblitzt. Im Uebrigen sage ich Dir einen Namen „Uda“.“

„Ausgelöscht — vergessen. Die, oder Keine. Lehr mich drei Worte Norwegisch — die nötigsten. Und Du sollst sehen —“

„Fritz — sei vernünftig!“

„Eben, ich bins! Will den Augenblick des Glückes erfassen.“

Man wollte sich verabschieden, da brachte er die mühsam erlernten Worte an. Noch steht er, immer wird er's sehen, wie das weiße Gesicht ein jähes Erröten überzog, dann lachte sie, hell, immer heller und schlug die Hände zusammen und ihr Vater, dem sie etwas zurief, lachte auch. Nur eine mühsame Verbeugung brachte er zu Stande, das war sein Abgang — und seitdem —

Die Tanzmusik da oben! Das hätte ihn zu anderer Zeit vergeblich gelockt. Ganz allein ist er hier unten mit seinen melancholischen Erinnerungen, das tut auch nicht gut. Zu sehen kann er ja einmal, wie andere Vernünftige auch. Er geht die breite Treppe hinauf. Wahrlich, das ist der originellste Tanzsaal der Welt. Bunte Flaggen aller Länder schmücken die aus Segeltüchern gebildeten Wände, elektrische Lampen in leuchtenden Farben ziehen sich als Lichtgürlenden hin und helle Kleider schimmern und Smokings bewegen sich durcheinander.

Gerade tanzt Uda Ringolf an ihm vorbei, natürlich mit dem lang aufgeschossenen Oberleutnant, der bereits so bedenklich wenig Haare hat, dafür aber trotz seiner Sigerhaftigkeit ein so schneidiger Reiteroffizier sein soll. Na, sehr schneidig macht er ja all die Zeit her Uda den Hof. Die Leute reden und vermuten schon ein wenig. Was geht's ihn an. Die Amerikanerinnen tanzen nach seinen Begriffen nicht schön, die deutsche Comtesse elegant — kann ihm auch gleich sein. Uda schon wieder im Arm eines Andern, eines Chemikers. Ja, der quält sich, dem lächelt Verpöcher nicht. Er kommt sich endlich mit seinen Beobachtungen wie eine erbitterte Mauerblume vor. Und es liegt doch nur an ihm. Die Amerikanerinnen und die Comtesse und selbst Uda werden ihm keinen Korb geben, wenn er sie jetzt auffordert. Auf die blonden, etwas robust gebauten Nordländerinnen richtet er ohnehin seine Gedanken. Da! eine schlanke Note mit einer Kopfhaltung, die er kennt. Sie tanzt mit einem kurzen, dicken Herrn, der so leucht vor Anstrengung, daß es von Weitem hörbar ist. Wenn ihn nicht wieder seine dumme Phantastie narret. . . Nein, das weiße Gesicht ist es, die großen Augen sind es! Und wie sie dicht vor ihm ist, der Herr will sie eben zurückführen, sieht sie ihn an. Erkennt ihn auch, steht still, wie wenn sie erwartet, daß er kommt, sie begrüßt. Als er unbeweglich bleibt, sagt sie ihrem Tänzer etwas und nun schreiten beide auf ihn zu.

„Herr Derling!“ Derselbe Ton, der ihm immer noch unvergänglich, dann aber nicht das stumme Lächeln von damals, als sie ihm die Hand reicht, sondern: „Wie geht es Ihnen?“ hier mein Mann, der Kammererrat Hellenfen!“ alles in flottem Deutsch. „Mit dem ich damals schon verlobt war, als wir auf dem Drachensfels so lustig waren. Wissen Sie noch?“

„Ich weiß noch —“ er schluckt etwas, „gnädige Frau! Und ich staune, wie gut Sie Deutsch gelernt haben in der kurzen Zeit.“

Und das helle Lachen, das ihm damals so weh getan hat.

Und er findet sie plötzlich gar nicht mehr schön. Der dicke Kammererrat, der ihr Gatte ist und sich jetzt die Stirn trockenet, steht ihr nicht. Und wirklich! Uda Ringolf, die dort wieder tanzt — mit dem Reiteroffizier hat eine prächtigere Figur.

„Ach, ich konnte ja so gut Deutsch damals, wie jetzt,“ sagte Karen, die Note. Aber, ich hatte ihm, diesem Mann hier versprochen, kein Wort in Deutschland zu reden. Er wollte mich sonst nicht reisen lassen. Fürchtete Abenteuer. Sie begreifen —“ und sie lacht und Herr Hellenfen, ihr Mann lacht auch. Fritz Derling beißt sich in die Lippen und dreht an seinem Schnurbart.

„Sind Sie denn nicht doch auf Ihre Kosten gekommen, Gnädigste? Mit dem lustigen Lachen — über — über —“ „o“, fällt sie ein, „ich habe zum Beispiel oft an Sie gedacht und Ihre schmeichelhaften Abschiedsworte!“

„In der That?“ Gar nicht hübsch ist sie, wo hat er nur seine Augen und seinen Verstand gehat? Wie herzlos sie blickt und wie sie über die Episode nur sprechen kann! So! Es war von ihm doch ehrlich gemeint gewesen. Uda Ringolf's braune Augen könnten solchen Ausdruck gar nicht annehmen.

„Habe ich Dir's nicht erzählt, Hellenfen? was er sagte? Schmeichelhaft war's nicht. „Fars veill! „Ikke paa gensyn! Kein Wiederseh'n! und dann „Frod med dit stov!“ Friede diesem Grabe — eine richtige Grabinschrift. Es war eine sonderbare Sprachübung. Woher hatten Sie sie nur?“

Fritz Derling fühlte, daß ihm das Blut ins Gesicht schießt, aber er lacht, lacht herzlich. Also nicht blamirt? Sie kann nicht sagen, daß sie ihm einen Korb gegeben hat, wie seinem Freunde. Und der hat ihn ja bewahrt. Nein, mit dem dicken, leuchtenden Kammererrat hätte er auch nicht konkurrieren mögen.

„Schön, daß Sie in unser herrliches Norwegen kamen“, lobt der und Frau Karen klopft dem Gatten leise gegen die Schulter. „Und nach Valholmen!“

„Gerade nach Valholmen! Aber — jetzt müssen wir wohl hinüber, wie oft gehen die Barkassen?“ Er fragt dienstfertig einen Offizier.

„Immer, bis zwölf Uhr.“

„Dann tanze ich noch, Hellenfen!“

Aber er tut, als hört er das nicht. So macht der Gatte ihr wieder seinen Diener. Derling geht zu dem Kapellmeister und bittet, einen Rheinländer zu spielen und dann steht er vor Uda Ringolf. „Ein Rheinländer! Gnädiges Fräulein, um den darf doch der Landmann bitten?“

„Ach, Sie tanzen wirklich? Ich glaubte —“ dann stockt sie.

„Haben Sie wirklich bemerkt, daß ich fehlte?“ fragte er ganz lebhaft.

„Ich meine nur —“

Dann zieht er sie an sich und sie drehen sich im Tanze. Wie wohligh ihm ist, sie so zu halten, ihren Rhythmus zu spüren. Und wie gut sie miteinander tanzen können. Er läßt sie nicht los, bis die Musik endet. Und da gerade eine Pause ist, bleibt er neben ihrem Stuhl. „Wie sind Sie auf den Gedanken dieser Nordlandfahrt gekommen?“ fragt sie, mit den schlanken Fingern in dem Chiffongekräusel ihres Kleides spielend. „Ich hatte — ich wollte — ich glaubte, eine Enttäuschung erlebt zu haben?“ und wie sie ihn fragend, weil das ein Wischen unverständlich ist, ansieht, fällt er ein: „Und Sie? Ihre Frau Mutter?“

„Die ist so gut, Sie wissen ja. Sie meinte, es würde mich aufheitern,“ und nach einem leisen Erschrecken, „man muß ja eigentlich eine Nordlandreise gemacht haben heut zu Tage.“

Aufheltern? was hat denn dies fröhliche Wesen betrüben können?

Ja, die Kommerzienrätin Ringolf ist gut, das braucht ihre Tochter nicht erst zu versichern. Man hat ihm in ihr einmal die reizendste Schwiegermutter der Welt prophezeit.

„Haben Sie schon gesehen, Fräulein Uda, wie der Mond über die Felsenwände scheint? Es ist förmlich feierlich. Nein, nicht von hier, da ist ja Alles zugebaut. Darf ich Sie hinunter führen?“ Sie folgt ihm. Das Baderstüben am Valsestrand liegt im weißen Glanz, an der Landungsbrücke sieht man Gruppen stehen und auf Waarenkisten und Fässern sitzen. Andere — die sehen nach dem glanzvoll erleuchteten Schiff hinüber. Und er führt sie nach dem Achterdeck, wo es ganz still ist. Vor ihnen ragen die schroffen Felsklippen auf, glanzüberstrahlt ist der Fjord, in welchen Linien verläuft der Gang drüben, wo sich die Menschen angesiedelt haben. „In dieser holden Feuchte, was ich auch hier beleuchte, ist alles reizend schön!“ citirt er und geht ihr ins Gesicht.

„Faust, zweiter Teil!“ giebt sie zurück. „Uda — es ist doch traumhaft herrlich. Rämlich —“

„Gewiß!“ sie legt die Arme auf die Reeling und seufzt leise.

„Rämlich, daß wir hier stehen, uns hier fanden.“

Sie richtet sich auf, ganz hastig, und beinahe herb antwortet sie:

„Es ist doch sehr viel deutsche Sentimentalität in Ihnen, Herr Derling. Wir haben himmlische Mondscheinabende am Rhein, und da haben wir auch nebeneinander gestanden, ohne Verzückung.“

„Das eben ist es,“ flüstert es und hat ihre Hand gefaßt, „daß ich da nicht die rechten Worte fand!“

„Goethe'sche Aussprüche?“

„Nein — drei Herzensworte: Uda, ich liebe Dich!“

Eine ganz kleine Pause, in der er sein Herz unbändig klopfen fühlt, aber glücklich ist, daß sie ihm die Hand nicht entzieht, daß ihre Finger leise zittern.

„Und Uda?“

Ihre braunen Augen leuchten, ihr roter Mund lächelt: „Ja das hätten wir uns daheim schon sagen können.“

„Wirklich! o Du Süße!“

Er küßt ihre Hand, die Linke auch und steht verlangend nach ihren roten Lippen. Und flüchtig erhascht er sie auch.

„Uda! fürs Leben! fürs ganze Leben!“

Ihr „Ja“ ist ein unterdrücktes Jauchzen. „Meine gute Mutter ging mit mir auf diese Reise, damit ich Dich vergessen sollte,“ gesteht sie. „Und, nun finde ich Dich!“

Es ist niemand in der Nähe, Schulter an Schulter, Hand in Hand stehen sie da und von oben klingt die Musik und im stillen, silbernen Mondschein liegt die Welt und heißes Glück flutet in ihren Herzen.

„Und Du, warum gingst Du?“ sagt sie. „Du warst so ruhelos geworden, warum?“

Er küßt den fragenden Mund und dann zeigt er nach der Barkasse, die eben vom Schiff abfährt. Er erkennt Karen und ihren dicken Kammererrat. Ich habe Dich gesucht, das Glück — durch die halbe Welt erst. Uda, Du hast einen großen Loren in mir, sei milde und gut.“

Und fest preßt er sie an sein Herz. Droben tanzen sie weiter. Nur der erste Offizier hat den Ballsaal auf Sonnendeck verlassen, wo er so viel schneidige Pflichttänze getan. Er steht unweit des Paars, das sich hier an Bord gefunden und denkt an seine ferne, kleine schlanke Frau, mit Sehnsucht im Herzen. Er wird kein Verräter hier an den Glücklichen sein — und andere Neugierige kommen nicht vorüber.

Dreißilbige Charade.

Mit meiner ersten läufst Du durch die ganze Welt, Dieß Gott Dir wachen, was dazu gehört, Und die drei andern sind sie gut geölt, Dann leisten mehr sie als das beste Pferd. — Das ganze ward schon manchem zum Verderben, Und ein Böcklin selbst könnt es nicht erwerben! —

Kreuzrätsel.

1	2	1-2 ein Mädchenname.
		2-4 ein Befestigungsmittel.
		2-3 Gesichtsteil.
3	4	1-4 ein Fangerät.
		3-4 Teil des Schiffes.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Ziffernrätsel: Freiherr.
Silben-Diamant: Au, Auber, Berber, Berlin, Linde, Degen, Augen, Bergen, Dingen.
Citaten-Rätsel: „Wir hoffen immer, und in allen Dingen ist besser hoffen als verzweifeln.“ Goethe, „Torquato Tasso.“
Worträtsel: Beschwerte.
Dreißilbige Charade: Aufrichtig.
Quadrat-Rätsel: Sagasta, Bilgram, Krassee, Kessler, Zrawabi, Einbeck, Nehemia. — Spanien-Amerika.
Arithmogryph: Kornblume — Oberon — Nemeo — Nette — Bremen — Lorber — Nime — Melone — Elbe.